

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Lütkehaus, Ludger**  
**Psychoanalyse ohne Zukunft?**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# Inhalt

Vorwort . . . . .	9
1. Die illusionäre Zukunft einer Illusion? . . . . .	17
2. Ein revolutionärer Stoiker . . . . .	44
3. Die Grenzen der psychoanalytischen Aufrichtigkeit Der Briefwechsel zwischen Sigmund Freud und Sándor Ferenczi . . . . .	57
4. Produktive Krankheit – lebendige Theorie Sabina Spielreins »Sämtliche Schriften« . . . . .	67
5. »O Wollust, o Hölle« Onanie, Literatur und psychoanalytische Moral . . . . .	74
6. Die Hilflosigkeit der Helfer . . . . .	99
7. Unterm Zauberbaum Peter Sloterdijks Entstellung der Psychoanalyse im Jahr 1985 . . . . .	107
8. Lacan ohne Lacan? Die Sprache und das Unbewußte . . . . .	125
9. »Desiderat Dingpsychologie« Für einen Paradigmenwechsel in der Psychologie . . . . .	133
Anmerkungen . . . . .	157
Nachweis der Erstveröffentlichungen . . . . .	167

Für Helmut M.

## Vorwort

Den Psychotherapien im allgemeinen, der Psychoanalyse im besonderen geht es gut: kein Mangel an seelischen Leiden, kein Mangel an Patienten. Die USA zum Beispiel: 1980 litten nach offiziellen Schätzungen ungefähr 35 Millionen Amerikaner an irgendeiner »geistigen Störung«. 25 523 915mal wurden Psychiater, 26 887 870mal Psychologen konsultiert. Es sind seitdem nicht weniger geworden. In Deutschland mühen sich derzeit mehr als dreihundert verschiedene therapeutische Richtungen um die seelische Gesundheit ihrer Klientel. Mehr Heilungsformen als Krankheitsbilder.

Den Psychotherapien im allgemeinen, der Psychoanalyse im besonderen geht es schlecht: kein Mangel an Vorwürfen, kein Mangel an Gegnern. Die Psychoanalyse steht geradezu im Zwielficht der Halbkriminalität, der Halbwissenschaft und Amoralität ohnehin – der »Tiefenschwindel« als wohldotierte Hochstapelei. Von allen Seiten, innerhalb wie außerhalb, hagelt es heftigste Kritik, vom aktuellen Vorwurf des sexuellen Mißbrauchs in der Therapie über die Diagnose der psychoanalytischen Praxis *als* Mißbrauch und der psychoanalytischen Theorie als freier Phantasie bis zum entschlossenen Plädoyer für die Abschaffung der Therapie wie der Theorie. Tut man in dieser Situation nicht gut daran, sich beizeiten seine eigene Theorie vom Ende der Psychoanalyse zuzulegen, um so mehr, als das sehr gut zum generellen Charakter der historischen Situation und den zugehörigen Stimmungslagen paßt? Ein Nachruf zu Lebzeiten: Die Psychoanalyse – geboren um 1900, grob gerechnet, gestorben um 2000, noch gröber gerechnet?

Ein heraufkommendes Jahrhundertende, gar wenn es mit dem eines Jahrtausends zusammenfällt, ist jedenfalls allemal für finale Themen gut. So stehen denn auch derzeit Theorien des Endes hoch im Kurs. Bis vor kurzem waren sie oft genug apokalyptisch geprägt.

Zu Zeiten des zur Nachrüstung gesteigerten kalten Krieges konnte das nicht anders sein. Das ist nun mit der Auflösung der Blöcke, der Beendigung der Konkurrenz der Systeme einstweilen vorbei. Die Entspannung könnte zur umfassenden politischen und auch psychopolitischen Signatur der Epoche werden. Eiserne Vorhänge, Betonmauern und Charakterpanzer – sie haben ihre Zeit gehabt. Aber die unaufhaltsame Pluralisierung der Atommächte, flankiert von der Verbreitung der B- und C-Waffen, der »Atomwaffen für die Armen«, ökonomisch auf das segensreichste begleitet von der Entsorgung der ordinären Alt Waffen auf den expandierenden Märkten der renationalisierten Welt; die längst explodierende Bevölkerungsbombe; die alltäglich eskalierende ökologische Katastrophe garantieren dem apokalyptischen Thema weiterhin lebendigste Aktualität.

Gleichzeitig freilich machen sich ganz andere finale Gefühle breit. Überaus charakteristisch dafür ist es, wie die Fukuyama-Hypothese (nach ihrem publizistischen Urheber) vom »Ende der Geschichte« nach dem weltweiten Sieg des liberalen Systems in Teilen der Öffentlichkeit aufgenommen und verballhornt worden ist. Fukuyama hatte durchaus keine Eloge auf den triumphierenden Westen im Auge, eher eine Philippika, die sich von Nietzsches sarkastischem Porträt der »letzten Menschen« inspirieren ließ. Was aber wurde daraus? Die wenn nicht frohe, so doch beruhigende Botschaft des »rien ne va plus«. Mit der Dynamik der Gegensätze, den revolutionären Bewegungen, der utopischen Unruhe ist es gottlob fürs erste vorbei.

Es bleibt eine »Dialektik im Stillstand«, welche die Geschichte zwar nicht wirklich beenden kann – wie sollte das überhaupt geschichtlich möglich sein? –, aber dem Status quo gleichsam den Schein der Ewigkeit gibt. Salopp gesagt, kann man nun das Ende ausschreien und gerade deswegen weitermachen wie bisher.

Aufschlußreich allerdings die Konstellation, in der dieser Stillungsversuch mit tiefstgreifenden globalen Veränderungen steht. Angesichts einer beispiellosen technischen und ökonomischen Mobilmachung wird vom Ende der Geschichte phantasiert. Wenn man darin nicht nur eine Kuriosität sehen will, muß man darin wohl ein Symptom sehen. Eine Dynamik ohne gleichen provoziert das

Gefühl vollständiger Bewegungslosigkeit. Auf einem erdbebener-schütterten Boden geistiger Starrkrampf. Theorie, richtiger: das, was man dafür hält, als neue Form der Katatonie.

Gut gebrüllt, Löwe, jedenfalls laut! Doch was hat das mit einem bei aller Hochschätzung doch um einiges bescheideneren geschichtlichen und gesellschaftlichen Segment wie der gegenwärtigen Situation der Psychoanalyse zu tun? Daß in ihr der Status quo ewiggesprochen würde, ließe sich ja beim schlechtesten Willen nicht behaupten, ganz im Gegenteil: Soviel Ende war nie, und zwar wirklich und wahrhaftig ernstgemeintes Ende. Daß die Psychoanalyse sich über ihre Geschichte totgesiegt hätte, wäre weiß Gott zuviel behauptet.

Aber die widersprüchlichen Impulse, die aus der in einen Immobilitätsmythos mündenden Rede vom Ende der Geschichte angesichts realster Mobilmachung sprechen, tauchen in der gegenwärtigen Situation der Psychoanalyse auf verschiedene Rollen verteilt auf. Während auf der einen Seite das Ende diskutiert wird, macht man auf der andern weiter wie bisher. Und auf beiden Seiten wird kaum gesehen, wie erschüttert der Boden der Psychoanalyse aus durchaus außer-, ja wideranalytischen Gründen prinzipiell ist.

An Immobilität fehlt es zumal der institutionalisierten Psychoanalyse – dieser paradoxen Verbindung von Regelsystem und herrschaftsfreiem Diskurs – seit je nicht. Sie ist durch eine Art von historischem Härtetraining gegangen: Das Unbehagen an und in der Psychoanalyse ist so alt wie sie selbst. Die institutionalisierte Psychoanalyse hat darauf stets, soweit das in ihren Möglichkeiten stand, mit einer ziemlich unanalytischen Organisation des Behagens zu reagieren versucht. Wo nach der Theorie eigentlich für Integration zu plädieren gewesen wäre, siegte zumeist die Krisenintervention durch Sezession.

Der unmittelbar gezahlte Preis solcher psychoanalytischer Stabilitätspolitik war ein Verlust an Beweglichkeit, an Kritik und Selbstkritik; der mittelbare, um so höhere, daß der Blick nach innen, das In-Gefühl gepflegt, das »Denken von draußen« abgewehrt wurde. Wenn Freud früh von einer »Schwierigkeit der Psychoanalyse« sprach, so war klar, daß das primär eine war, welche die anderen mit ihr hatten. Wenn er die Eskalation der wissenschaftsgeschichtlichen

Kränkungen des Humannarzißmus skizzierte, so konnten das nur solche sein, welche die Psychoanalyse um eine weitere, noch rücksichtslosere vermehrt hatte – was wäre auch befriedigender, als im Namen von Wissenschaft und Wahrheit kränken zu dürfen? –, aber nicht selbst hinnehmen mußte.

Über weite Strecken mutet die Geschichte der Psychoanalyse an, als ob sie die bevorzugte Betätigung jener Abwehrmechanismen gewesen wäre, die sie so gut wie keine andere Psychologie analysieren konnte. Auch den gesellschaftlichen, kulturellen, ökonomischen, kriegerischen Zusammenhängen, in denen sich die Psychoanalyse befand und befindet, hat sie sich meist eher in dem Maße zugewandt, wie sie ihr eine Expansion ihres Anwendungsbereiches und institutionelle, auch finanzielle Förderung versprochen. Was sich ihr verschloß, ihr gar so widersprach, daß es sie hätte erschüttern können, hat sie in den seltensten Fällen zu einer Selbstinfragestellung veranlaßt.

Aus dieser Situation kann es sich allein rechtfertigen, wenn ein buchstäblich »von draußen« kommender philosophischer und literaturwissenschaftlicher Dilettant in Sachen Psychoanalyse sich über ihre Zukunft und Vergangenheit zu äußern wagt, schnöde die Illusions-Begriffe, die er nicht zuletzt ihr zu verdanken hat, auf sie selber zurückwendend. Zu allem Überfluß äußert er sich in Form einer Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen, die mit unterschiedlichem publizistischen Anspruch aus ziemlich unterschiedlichen Anlässen entstanden sind, vom Radio-Essay für ein breiteres Publikum bis zur Fachpublikation (vgl. das Verzeichnis der Erstveröffentlichungen). Diese Sammlung leidet unter dem Geburtsstigma aller solcher Publikationen: Heterogenität und Fragmentierung, dazu gelegentlich unter unvermeidlichen Wiederholungen. Ihr Ziel hat sie erreicht, wenn sie hier und da einen Denkanstoß und auch Anstoß im Sinn der Erregung von Widerspruch gibt.

Thematisch wird der Bogen von den Anfängen der Psychoanalyse zu einer ziemlich düsteren Prognostik gespannt. Was die ersteren betrifft, folgt der Autor seiner Vorliebe für Primärszenen und entdeckungsgeschichtliche Fragen. Davon verspricht er sich immer noch Erhellendes. Diese Orientierung hat eine gewisse Legitimation in den gutentwickelten »archäologischen« Neigungen der Psycho-

analyse, profitiert auch von den Verfremdungseffekten, die möglich werden, wenn man nur hinreichend weit Abstand nimmt, muß aber natürlich mehr als einmal den Einwand provozieren, daß hier längst ausgestopfte Eulen nach Wien getragen werden und seitdem doch das eine oder andere passiert ist.

Was die Prognostik betrifft, eilt der Autor um so entschlossener in eine allenfalls tendenziell absehbare und keineswegs wünschenswerte Zukunft voraus. Auch das hat eine gewisse Legitimation in den gelegentlichen prophetischen Neigungen der Psychoanalyse, muß aber den Einwand provozieren, daß doch zumindest die philosophische Eule der Minerva ihren Flug bestimmungsgemäß erst bei einer schon einbrechenden Dämmerung beginnt. So spät scheint es trotz der weitverbreiteten Rede vom Ende denn doch noch nicht.

Der erste, programmatische Aufsatz geht in Zusammenhang mit eigenen früheren Forschungen zur philosophischen Entdeckungsgeschichte des Unbewußten vor Freud von seinem »afrikanischen« Komplex aus, seinem explorativen Willen zum Wissen und seinem kolonialisatorischen Willen zur Domestikation und Bemächtigung, um auf einige »neokolonialistische« Fortsetzungsgeschichten in der Psychoanalyse zu kommen. Die Frage nach der Zukunft der Psychoanalyse wird pointiert als die Frage nach der – möglicherweise – illusionären Zukunft einer Illusion. Immerhin fehlt es dabei nicht an literaturwissenschaftlicher Nestbesmutzung: Auch Thomas Mann wird in die Gemeinde der Illusionisten eingereiht.

Die Freud-Biographik ist seit jeher eine Art »Probe aufs Exempel«, auch wenn es genaugenommen gar keine psychoanalytische Biographie geben kann. Man muß schon die Deutung verabsolutieren und vergessen, daß die freie Assoziation »conditio sine qua non« jeder Psychoanalyse ist, um an die Möglichkeit einer »psychoanalytischen Biographie« zu glauben. Der zweite Aufsatz, vor aller weiteren Kritik Ausdruck der unerschütterlichen Freud-Verehrung des Verfassers, nimmt ungeachtet dessen Peter Gays Biographie und ein singuläres Brief-Dokument – die Korrespondenz mit dem Jugendfreund Eduard Silberstein – zum Ausgangspunkt, um die Größe eines revolutionären Stoikers zu umreißen, der seine Leidenschaft in die Wissenschaft investierte, das Projekt einer notgedrungen pessimistischen Aufklärung mit seiner angeblichen Todestrieb-»Mytho-



logie« bekräftigte und im Verhältnis zum fremden wie zum eigenen Tode Sympathie und Autonomie, den weitestmöglichen Ausgang aus wie auch immer verschuldeter Unmündigkeit, miteinander vereinte. Auf vieles bei Freud kann man heute verzichten – auf *diesen* Freud nicht.

Der dritte Aufsatz geht wieder kritischere Wege. Er diskutiert am Beispiel des Briefwechsels zwischen Freud und Ferenczi die Grenzen psychoanalytischer Aufrichtigkeit.

Der vierte plädiert, ermuntert durch das Beispiel Sabina Spielreins, für produktive psychoanalytische Grenzüberschreitungen.

Der fünfte, grenzüberschreitend interdisziplinär zwischen Psychoanalyse und Literaturwissenschaft angesiedelt, nähert sich der psychoanalytischen »Aufklärung« (jetzt im sexualpsychologischen Sinn des Wortes) auf Umwegen. Mit einer historisch weit ausgreifenden Darstellung der puritanisch-bürgerlichen Onanie-Inquisition und ihrer Reflexe in der Literatur, deren Interpretation auf die Psychoanalyse nicht verzichten kann, mündet er in die Auseinandersetzung mit einem charakteristischen Sonderfall psychoanalytischer Moral. Gerade eine psychoanalytisch belehrte Geschichte der Onanie-Inquisition – das ist die Pointe – erweist die Psychoanalyse als Erbin der puritanisch-bürgerlichen Moral.

Der sechste Aufsatz zeigt die Hilflosigkeit selbst der psychoanalytischen Helfer gegenüber einer puritanischen Erblast, die geradewegs in die Hölle der Depression führt und in der Re-Psychiatisierung der Psychoanalyse die medikamentöse Erlösung sucht.

Der siebte Aufsatz, wie der fünfte zwischen Psychoanalyse und Literaturwissenschaft angesiedelt, sucht demgegenüber die Grenzen der Psychoanalyse endlich einmal positiv zu bestimmen. In einer detaillierten, wieder literaturhistorisch und literaturkritisch »umwegigen« Auseinandersetzung mit Peter Sloterdijks Roman »Der Zauberbaum. Die Entstehung der Psychoanalyse im Jahr 1785. Epischer Versuch zur Philosophie der Psychologie«, wird die Entstellung dargestellt, die bei einem der höchstbegabten Autoren der deutschen Gegenwartsliteratur und -philosophie der Psychoanalyse durch die Regression auf ihre »suggestive« Vorgeschichte widerfährt. Die Autonomie-Vorstellungen der nun schon seit geraumer Zeit von den Guruzentrikern jeder Sorte so vielgescholtenen Auf-

klärung sind der Maßstab, an dem sich der Autor hier wie auch sonst orientiert.

Der achte Aufsatz, Freud mit Lacan kontrastierend, ist dem schwierigen Thema »Die Sprache und das Unbewußte« gewidmet, das erkenntnistheoretische, sprachphilosophische, linguistische und kommunikationstheoretische Aspekte gleichermaßen wie therapeutische umfaßt. Aber so anspruchsvoll wird es hier nicht. Der Aufsatz beschränkt sich auf den Hinweis, wie »naturgetreu« gerade aus der Endloskette des »Signifikanten« und des ihnen ebenso endlos hinterherhechelnden Verstehens die Endloskette des »Begehrens« spricht. Die Allergien gegen alles »Guruzentrische« werden auch hier für einige leicht ironische Nebentöne verantwortlich sein.

Der abschließende neunte Aufsatz versucht unter Berufung auf Entwicklungen, die der Psychoanalyse wie den Humanpsychologien, den Humanwissenschaften insgesamt ihr Ende androhen könnten, indem sie ihnen ihren »Gegenstand« rauben, für so etwas Volltönendes wie einen Paradigmenwechsel zu plädieren. Wovon die Psychoanalyse noch nicht oder nicht mehr sprechen kann, darüber darf man nicht schweigen. Dieses Plädoyer hat eine gewisse Autorisierung in dem Namen von Günther Anders – zumal in dem Jahr, in dem sich die Vernichtung von Hiroshima und Nagasaki zum 50. Mal jährt –, legt aber den Einwand nahe, daß schon er stets gerne über jedes realistische Ziel hinausschoß und dazu noch alles in allem ein Gegner der Psychoanalyse war.

Das wenigstens trifft auf den Autor dieser Aufsätze nicht zu. Er hat – ich habe, um endlich so persönlich zu werden, wie es hier angezeigt ist – von der Psychoanalyse ziemlich viel gehabt. In der Form von Widmungen können Kritiker ihren Dankbarkeitsimpulsen folgen und sich zugleich des höheren Segens versichern. Meinem letzten Analytiker, dem ich mich in Dankbarkeit und rollenüberschreitender Freundschaft verbunden fühle, ist diese Sammlung gewidmet. Wie illusionär es auch auf lange Sicht mit den Aussichten der Psychoanalyse stehen mag – sie hat noch auf längere Zeit zu tun, sei es mit ihren Kritikern oder mit sich.

*Freiburg, im Herbst 1995*

*L. L.*

## 1. Die illusionäre Zukunft einer Illusion?

Wenn man eine ganze Weile innerhalb einer bestimmten Disziplin gelebt und sich oft darum bemüht hat zu erforschen, wie ihre Ursprünge waren, verspürt man auch einmal die Versuchung, die Frage zu stellen, welches fernere Schicksal dieser Disziplin bestimmt ist. Man wird aber bald merken, daß eine solche Untersuchung von vornherein durch mehrere Momente entwertet wird. Vor allem dadurch, daß es nur wenige Personen gibt, die das menschliche Getriebe in all seinen Ausbreitungen überschauen können. Je weniger aber einer vom Vergangenen weiß, desto unsicherer muß sein Urteil über das Zukünftige ausfallen. Ferner darum, weil gerade bei diesem Urteil die subjektiven Erwartungen eine schwer abzuschätzende Rolle spielen; diese zeigen sich aber abhängig von seiner eigenen Erfahrung, seiner mehr oder minder hoffnungsvollen Einstellung zum Leben. Endlich kommt die merkwürdige Tatsache zur Wirkung, daß die Menschen im allgemeinen ihre Gegenwart wie naiv erleben; sie müssen erst Distanz zu ihr gewinnen, d. h., die Gegenwart muß zur Vergangenheit geworden sein, wenn man aus ihr Anhaltspunkte zur Beurteilung des Zukünftigen gewinnen soll.

Wer also der Versuchung nachgibt, eine Äußerung über die wahrscheinliche Zukunft unserer Disziplin von sich zu geben, wird gut daran tun, sich der vorhin angedeuteten Bedenken zu erinnern, ebenso wie der Unsicherheit, die ganz allgemein an jeder Vorhersage haftet. Daraus folgt für mich, daß ich in eiliger Flucht vor der zu großen Aufgabe alsbald das kleine Teilgebiet aufsuchen werde, dem auch bisher meine Aufmerksamkeit gegolten hat...

Zweifellos ein weiser Entschluß, wie überhaupt Umsicht, Bedächtigkeit, fast eine gewisse Betulichkeit dem Autor dieser Zeilen nicht abzusprechen sind. Man hat es trotz der Fortlassung der Anführungszeichen bemerkt: Ich habe mir mit einigen Auslassungen

und wenigen Adaptionen jenen Text zitierend angeeignet, der bei Überlegungen zur Zukunft der Psychoanalyse unvermeidlich zitiert werden muß: Freuds »Die Zukunft einer Illusion«. Natürlich nicht in einem absurden Anfall von Größenwahn, wie man ihn selbst einem essayierenden Dilettanten der Psychoanalyse nicht nachsehen könnte; vielmehr, weil der Text Signifikantes für jede Form der Prognostik, aber auch Symptomatisches für das Thema »Freud, die Psychoanalyse und die Zukunft« besagt. Es ist öfters nichts Angenehmes. Die Exploration der Zukunft der Psychoanalyse wird unversehens immer mehr zur Auseinandersetzung mit ihrer Vergangenheit – im doppelten Sinn des Wortes, der mehr noch als die präteritale Dimension der Zeit das Vergangensein, die Gegenwart von etwas Abgelebtem umfaßt. Manchmal auch in dem Sinn, wie wir sagen: »Es – der Appetit, die Freude, die Lust – ist mir vergangen.« Angenehmere Gefühle kann da am Ende nur noch das schmerzlich-süße »Lob der Vergänglichkeit« verheißen.

1. Nur in zwei Schriften Freuds (1910; 1927) taucht das Wort »Zukunft« oder »zukünftig« im Titel auf. Das Jahrhundertwerk, mit dem Freud das Jahrhundert der Psychoanalyse eröffnete, die »Traumdeutung«, läßt sich als Re-Duktion einer bis dahin weitgehend für prophetisch, für prospektiv gehaltenen psychischen Dimension verstehen. Auch die Art von Wunscherfüllung, die Freud in »Die Zukunft einer Illusion« analysiert, die religiöse, scheint nur zukunftsbezogen; in Wahrheit ist sie das Monument einer seelisch nicht bewältigten Vergangenheit. Kurzum: Die Psychoanalyse ist recht eigentlich Vergangenheitswissenschaft; Gegenwart wie Zukunft deutet sie als vergangenheitsbestimmt.

So ist Freud zu glauben, gleich zweimal sagt er es, daß er mit seiner Prognostik einer »Versuchung« nachgibt. Unverzüglich reißt er sich dafür am erkenntniskritischen Zügel: Die Beschränktheit der persönlichen Kenntnisse, in Zukunftsfragen um so größer, je weniger man schon von Vergangenheit und Gegenwart weiß; der subjektive Faktor einschließlich eines »mehr oder minder« (der Verfasser neigt, wie man sehen wird, zum »minder«) ausgeprägten »Prinzips Hoffnung«; schließlich die naive Distanzlosigkeit der Menschen zur Gegenwart, die erst, wenn sie den Segen des Präteritums erhalten hat, erkenntnisgeeignet für die »Beurteilung des Zu-